Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 42

Artikel: Peru
Autor: Berger, Adolfo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649076

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peru *)

Peru ist ein Land der Gegensätze. Wüste und Oasen an der Pazifischen Küste, Schnee und Eis in den Anden und üppige, drückende Urwaldvegetation im Amazonasbecken.

Die Pazifische Küste.

Von New-York herkommend nähert sich unser Schiff der peruanischen Küste. Die unerträgliche Hitze des Aequators ist einer frischen Brise gewichen. Die Leute an Bord hüllen sich in Mäntel und beklagen sich über Kälte. Wie ist dies möglich, nur einige Grade vom Aequator weg frieren zu müssen? Jemand sagt etwas von Humboldtstrom. Es ist dies ein etwa 150 km breiter, kalter Strom, der vom Südpol herkommt, die Küste Chiles und Perus bespült und auf der Höhe von Guayaquil in die warmen Aequatorialströme übergeht. Durch diesen Strom ist die Küste auf einer Strecke von ungefähr 6,000 km von jedem Regen abgeriegelt. Sie wurde zur Wüste. In der Tat, das Wasser des Humboldtstromes zeigt auf der Höhe von Valparaiso Temperaturen von nur wenigen Grad Celsius über Null, so daß sehr oft dort im Hochsommer nicht gebadet werden kann. An der peruanischen Küste ist die Temperatur schon bedeutend höher, im Mittel 15—16° Celsius. Sie nimmt gegen den Aequator stetig zu. Ueber diese kalte Wassermasse müssen die vom Meer zum Lande strömenden Winde hinstreichen; sie kühlen sich ab, lassen den Regen schon über dem Meere fallen und kommen trocken an die Küste. Auf der Ostseite der Küste erheben sich die Anden, welche die vom Amazonasbecken herkommenden Winde auf über 6.000 bis 7,000 Meter Höhe ansteigen lassen. Die durch diese Höhe bedingte Abkühlung zwingt sie, ihre Feuchtigkeit schon auf der Ostseite abzugeben. Steigen diese Winde dann an die Küste hinunter, sind sie trocken und anstatt Feuchtigkeit abzugeben nehmen sie solche noch auf. Die Konsequenz war die Bildung einer Wüste, die im Norden an der peruanisch-equatorianischen Grenze anfängt und bis hinunter in den Süden hart an Valparaiso herangeht, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch oasenartige Täler, überall da, wo durch von den Anden heruntersteigende Flüsse die künstliche Bewässerung ermöglichen. Wenn Peru nicht auf der Ostseite der Anden ausgedehnte bis weit in das Amazonasbecken hineingreifende Ländereien besäße, wäre es ein reiner Oasenstaat wie Aegypten.

Dieser Eindruck eines Oasenstaates ergibt sich ganz besonders wenn der Reisende im Flugzeug der Küste entlang fliegt. Auf einer Höhe von 2,000 Metern ist das Panorama recht eigenartig. Bei schönem Wetter blinkt das Meer hinauf, das sich auf der Seeseite im unendlichen Horizont des Pazifischen Ozeans verliert und auf der Landseite seine bald dunkelblauen, bald hellblau, bald grün schimmernden Wogen im weißen Brandungsstreifen sterben läßt. Mit toten Augen starren daneben große breite Sandflächen. Unbeweglich und rätselhaft liegen sie da und steigen gegen die finsterblickenden, schwärzlichen, ersten Ketten der Kordillere an. Wie immer, wirkt auch da die Ferne versöhnend. Die ersten, kahlen Andenwälle werfen dem Menschen lebensfeindliche Blicke zu. Je mehr dann aber der Blick in die Höhe und Weite schweift, desto milder wird die Farbe. Bald geht das Graue in ein freundliches, durchsichtiges Hellblau über, durch welches, wie eine weit von uns liegende Erinnerung, schnee- und eisgekrönte Häupter herüberwinken. Gespenstisch hüpft der Schatten der Flugmaschine über die unendlich sich wiederholenden Sanddünen. Ein dumpfes Gefühl macht die Augen des Reisenden schläfrig. Da plötzlich tauchen grüne Flecken auf. Sie werden immer kompakter und unter uns liegt, wie hergezaubert, ein lachend grünes Tal, mit Palmenhainen, Olivenwäldchen, wogenden Zuckerrohrfeldern und weiß flimmernden Baumwollflächen. Man traut den Augen kaum, so rasch ist der Szenenwechsel. Zehn Minuten später summen die Motoren wieder über der grauen, öden Wüsteneinsamkeit, in der hie und da alte, verlassene Inka-Festungen, als Zeugen vergangener Herrlichkeiten, den Blick fesseln.

Lima.

Im letzten Dezember, anläßlich der Panamerikanischen Konferenz, ist der Name der Hauptstadt Perus, Lima, in der Weltpresse öfters erwähnt worden. Die Stadt liegt in einer Oase, die etwa 40 km breit und ungefähr 50 km lang ist. Wie keine andere Stadt in Südamerika hat Lima den Zauber der Kolonialzeit behalten können. In Buenos-Aires und Santiago hat das moderne Leben die Vergangenheit verjagt. Sogar in Rio-de-Janeiro, dem von der Natur so verschwenderisch beschenkten Ort, scheint die Geschichte für immer ins Grab gesunken zu sein. In Lima dagegen, es ist sonderbar wie die Reisenden aller Nationalitäten es immer wieder bestätigen, lebt sie stets frisch auf und nimmt den Besucher gefangen. Schöne, breite Boulevards führen durch blumenreiche Gartenstädte. Jedoch scheint hier das Neue das Alte nicht zu verdecken, sondern zu beleben. Die Bauart der Häuser vermeidet das eintönige Blocksystem der modernen Großstädte. Im sogenannten „estilo colonial" sehen wir jeden Moment die Vergangenheit auferstehen. In ihm spiegeln sich Sevilla, Granada und Córdoba wieder.

Nicht nur die Häuser, sondern auch die Menschen, die in ihnen wohnen, atmen den alten spanischen Geist. Die Limeñer halten zäh an ihrem „costumbres" fest. Am besten kommt dies zum Vorschein im religiösen Leben. Hunderte von Kirchen, Kapellen und Klöstern sorgen, daß der religiöse Born nicht versiegt und die Vergangenheit der geräuschvollen Gegenwart stets siegreich entgegentritt. Am deutlichsten tritt dies zu Tage an der größten und wichtigsten Prozession Limas, der „Procesión del Señor de los Milagros". Der aus purem Silber geschmiedeten lebensgroßen Statue des Erlösers, welche während drei Tagen

*) Der Aufsatz ist verfaßt von Dr. Adolfo Berger in Lima. Dr. Berger ist Berner; er besuchte die städt. Sekundarschule und das städt. Gymnasium. Nachdem er im Frühjahr 1914 die Handelsmaturität bestanden hatte, absolvierte er eine durch stete Militärdienste an der Grenze oft unterbrochene Banklehrzeit, begab sich nachher nach Spanien und von dort nach Peru wo er das peruanische Fürsprecherpatent und den Dr.-Titel an den dortigen Hochschulen erwarb. Er führt in Lima mit einem peruanischen Fürsprecher zusammen ein sehr angesehenes Anwaltsbüro und bekleidet zudem die arbeitsreiche Stelle eines schweiz. Vizekonsuls, in welcher Eigenschaft er für die Schweizer in Peru und für die Beziehungen zwischen Peru und der Schweiz sehr viel leistet. Dr. Berger wurde wiederholt von höchsten schweiz. Behörden mit Spezialaufgaben, die ihn in ganz Südamerika herumführten, betraut. Er nimmt eine bedeutende Stellung im Auslande ein, die er sich, aus ganz einfachen Verhältnissen kommend, einzig durch seine Tüchtigkeit und seinen großen Arbeitsgeist erworben hat. Er ist ein einfacher Berner und leidenschaftlicher Schweizerdemokrat geblieben, der überzeugt ist, daß der beste Weg zum Erfolg immer noch in zuverlässiger Arbeit und anständiger Gesinnung liegt.

im Weichbild der Stadt herumgetragen wird, folgen gläubig die Vertreter aller sozialen Klassen und Rassen. Es genügt, einem dieser Gläubigen in die Augen zu blicken, um gewahr zu werden, wie dort ungebrochen der gleiche, unerschütterliche Glaube hervorbricht, der vor 400 Jahren Pizarro und seine verwegenen Gesellen die unglaublichsten Strapazen ertragen ließ. Man begreift deshalb sofort, warum das Kreuz das Wahrzeichen der Stadt ist. Jede Nacht leuchtet es über ihr auf dem „Cerro (Berg) San Cristobal" und jeden Tag tragen es die weichen Wogen der Kirchenglocken in die Herzen seiner Bewohner: O Crux ave, spes Unica.

Die Anden.

Lange zwangen die Anden das Leben des Staates Peru in den schmalen Küstenstreifen am Pazifischen Ozean. Nur wer absolut mußte, kletterte in tagelangen, mühsamen Ritten in die Berge hinauf. Das Locken der reichen Mineralschätze aber war zu stark. Am Anfang dieses Jahrhunderts stampfte die erste Lokomotive, noch keuchend und ächzend, die Höhendifferenz von 5,000 Metern nieder. Heute rollen die Automobile mühelos auf einer breiten Asphaltstraße über die Wasserscheide und folgen den dort entspringenden Zuflüssen des Amazonas bis tief in den Urwald hinein. In drei bis vier Stunden steigt der Wagen von der Küste durch ein Engtal bis in die Höhe von fünftausend Metern, d. h. auf Montblanc-Höhe. Zwischen zwei und viertausend Metern wähnt sich der Reisende im Reußtal. Die Straße und die Bahn kreuzen und verfolgen sich ohne Unterlaß durch enge Schluchten, deren steile, sehr oft überhängende Felswände dem Himmel nur selten einen Blick in die Tiefe gestatten. Neben der Straße brodelt und tobt der wilde Bergbach. Herbe Winde und bunte duftende Bergblumen vervollständigen die Illusion der Heimat.

Der summende Motor läßt uns aber wenig Zeit zum Sinnen. Höher und höher klettert er. Das Tal öffnet sich. Mit Schnee und Eis bedeckte Gipfel tauchen vor uns auf. Unser Wagen fährt blauen Bergseen entlang. Wieder steht das Bild der Heimat vor uns, jedoch ist alles viel mächtiger und ungebundener. Vor unsern geistigen Augen erscheinen die Alpen niedlich und zierlich im Vergleich zur ungehemmten Wildheit der Kordillere. Dieser Eindruck mag wohl seine Ursache in dem scheinbar unbegrenzten Raum der Kordillere und seiner Menschenleere haben.

Dieser letztere Aspekt kommt ganz besonders in der Puna zum Vorschein. Die Punas sind breit ausladende Hochtäler, die in einer Höhe von 4—500 Metern liegen. Hartes, spärliches Gras bedeckt den Boden. Die von der Vegetation entblößte Erde springt öfters von einer Farbe in die andere über und verrät so ihren großen Erzreichtum. Die Puna stimmt traurig. Trotz kleinen und größern Seen, die hie und da auftauchen und den Schneebergen, die sie einrahmen, macht sie den Eindruck der öden Weite. Selten hat der Reisende das Glück von ferne eine Vicuña-Herde (wilde Lamas) zu beobachten. Sein Blick stößt sich an der unendlichen Weite und kehrt verängstigt wieder in sich zurück.

Jäh steigen die Anden von der Küste des Pazifischen Ozeans in die Höhe, um sich gegen den Osten zu, in mehreren, bald sich öffnenden, bald wieder in einem Knoten sich bindenden Ketten, in die unendliche Ebene des Amazonas zu verflachen. Den Punas folgen tiefer gelegene Täler mit einer mittleren Höhe von 3,000 Meter über Meer, die in vieler Hinsicht unsern Walliserhochtälern gleichen. Getreide- und Kartoffelfelder wechseln dort mit lieblichen Eukalyptuswäldchen ab. Hier ist das eigentliche Gebiet der Peru-Indianer, jener Rasse, die unter der Führung der Inkas, vor Ankunft der Spanier, praktisch die ganze Westküste beherrschte. Ihr Reich dehnte sich von der Wüste Atacama (Chile) und der Stadt Tucumán (Argentinien) bis hinauf an die heutige äquatorianisch-kolumbische Grenze aus. Mit rauher Hand fuhren die spanischen Eroberer in den wie ein feines Uhrwerk organisierten Staat. Das Unglück, das vor 400 Jahren über dieses Volk hereinbrach, hat ihm einen bleibenden Stempel der Tragödie aufgedrückt. Unterwürfig, lautlos und mit scheuen Blicken sieht der Indianer am Weißen vorüber, mit der verlorenen Vergangenheit im Herzen und der nie zu findenden Gegenwart vor sich.

Je tiefer nun die Bergrücken und Täler sich senken, je üppiger wird die Vegetation. In 2,000 Meter Höhe finden wir Orangen, Zitronen und Bananenwäldchen mit einem Klima wie im Süden Spaniens und Italiens. Die Hitze nimmt stetig zu und unversehens empfängt uns der Urwald.

Die Montaña.

Der Uneingeweihte wird unter dieser Bezeichnung eine Gebirgslandschaft verstehen. Das ist ja auch der eigentliche Sinn Aber in Peru meint man den Urwald, wenn von der Montaña gesprochen wird, d. h. jene letzten hügeligen Ausläufer der Anden, die bereits von dem alles überwuchernden Urwald des Amazonasbeckens bedeckt sind. Es ist ein sonderbares Gefühl für den Reisenden wenn er, nachdem er kaum fünf Stunden vorher bei Aticona, dem höchsten Punkt der Zentralstraße (genau 4835 Meter über Meer), an Gletschern und ewigen Schnee vorbeigefahren ist, nun in die grüne, drückende Pracht des Urwaldes hineinfährt. Entzückt betrachtet das Auge im Anfang all die bizarren Farben und Formen der Urwald-Fauna und -Flora. Rasch wird jedoch das Auge vom ewigen Grün müde. Drohend blickt es uns an. Wir fühlen uns als sein Gefangener. Ueberall ist es und unentrinnbar sind wir in ihm verstrickt. Welch ein Unterschied gegenüber dem so offenen, in jedem Winkel so gastfreundlichen Bremgartenwald oder dem Forst!

Ist der Urwald dem Menschen feindlich gesinnt? Die bleichen, ausgemergelten Gesichter der Kolonisten, die wir dort antreffen, scheinen dies zu bejahen. Wie interessant ist es aber konstatieren zu können, wie gerade diese Kolonisten, denen die Insekten und Tropenkrankheiten das Leben zur Hölle machen, trotz mehrmaliger Flucht vor dem Urwald immer wieder zu ihm zurückkehren und sich von ihm stets wieder einfangen lassen! Es ist die dämonische Anziehungskraft des Urwaldes. —

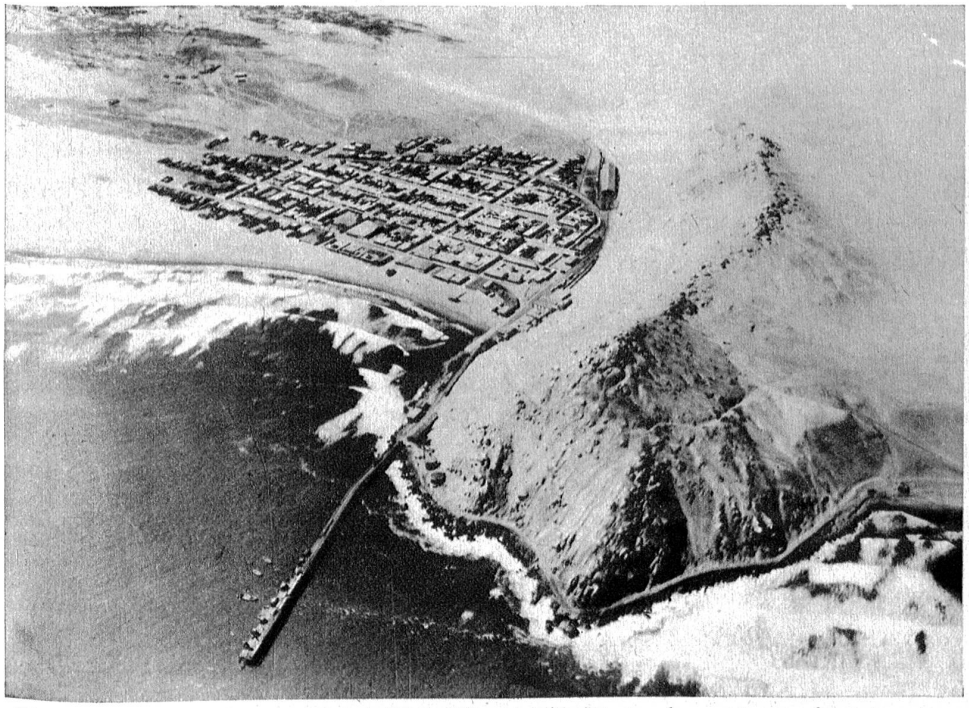
Der Mensch hat angefangen Breschen in den Urwald zu schlagen, um sich seine fruchtbare Erde dienstbar zu machen. Die peruanische Regierung baut gegenwärtig eine Straße mitten durch den Urwald, die von Huanuco (einem Städtchen auf der Ostseite der Anden) aus an den Ucayali, den Oberlauf des Amazonas führt. Bereits sind zirka 200 km asphaltierte Bahn bis nach Tingo Maria fertiggestellt. In wenigen Stunden legt nun der Mensch im Auto einen Weg zurück, für den er früher Wochen brauchte. Wie der Andenwall wird auch der Urwald vom Menschen besiegt werden.

Lima, den 9. Juli 1939.

Dr. Adolfo Berger.

Stimmungsbild an der peruanischen Küste. Ein enormer Fischreichtum zeichnet die kühlen Küstengewässer aus, die trotz der Aequatornähe nicht viel wärmer sind als unser Aarewasser. Scharen von fischenden Vögeln, unter ihnen besonders der Pelikan und der Kormoran, bevölkern die der Küste vorgelagerten Inseln. Hier befinden sich die Guanolager, seit Jahrtausenden abgelagerter Vogelmist, der früher ein Hauptexportartikel Perus bildete, heute aber vorwiegend für die eigenen Baumwoll- und Zuckerplantagen verwendet wird. Unter den Guanolagern hat man in einer Tiefe von 15 Metern Kulturschichten der etwa 2000 Jahre alten Hochkultur Perus gefunden.

PERU

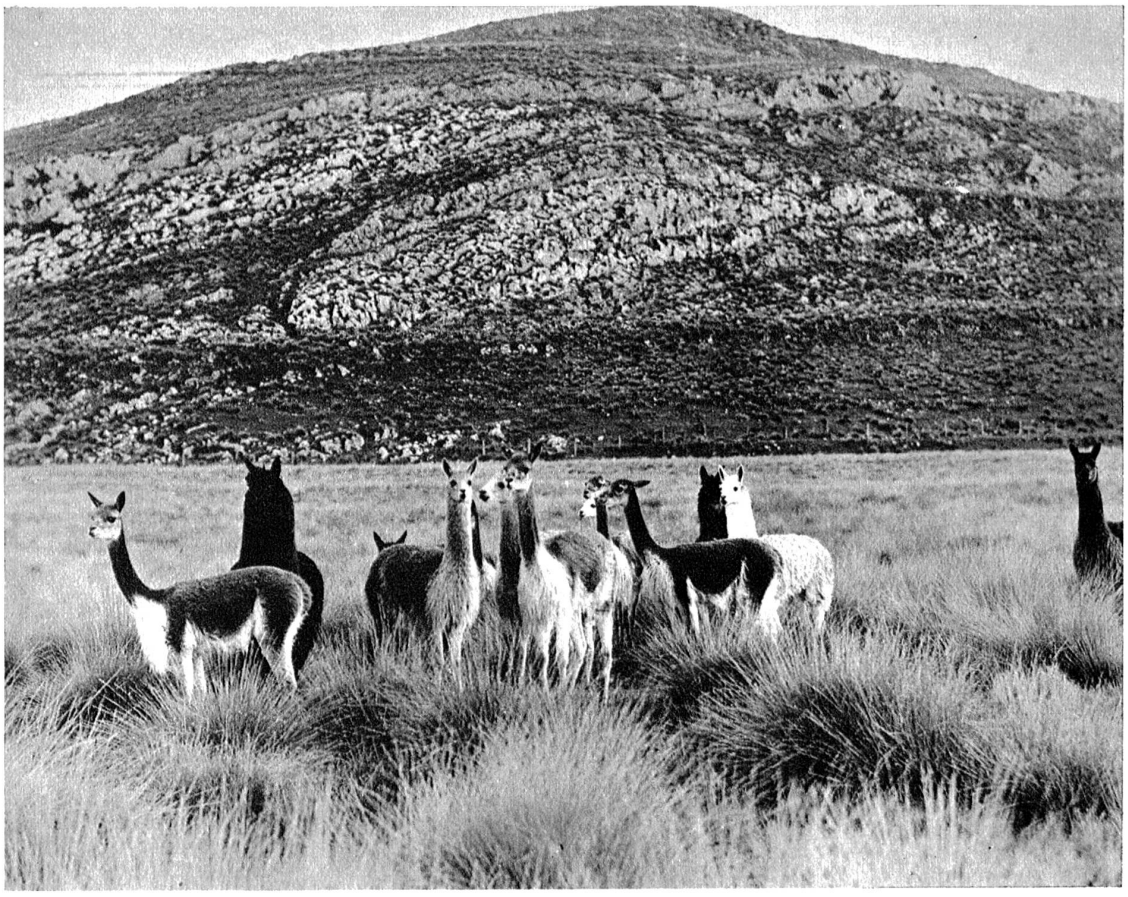


Kleiner Hafenort an der peruanischen Küste. Dieses Bild könnte ebensogut aus Aegypten oder Arabien stammen. Von der Süd- bis zur Nordgrenze Perus ist die Küste ein Wüstengebiet, aus dem die Siedlungen als Oasen sich abheben.

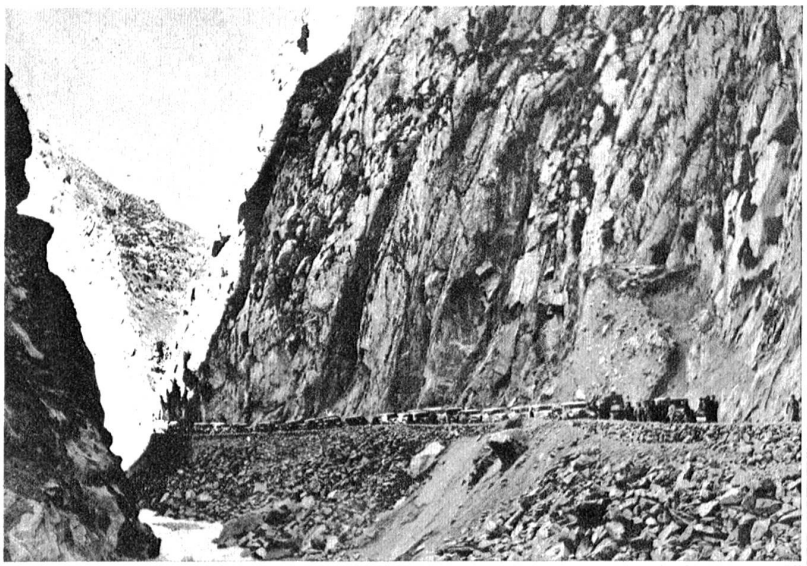
Die trostlose Wüstenlandschaft an der peruanischen Küste ist die Folge des klimatischen Einflusses des Humboldtstromes, des geographischen Gegenstückes zum warmen, europäischen Golfstrom. Die Meerwinde verlieren unter Einfluss der kalten Strömung bereits auf dem Meere ihren Feuchtigkeitsgehalt und gelangen kühl und trocken an das Land. Von Osten her steht die Küste gleichsam im Regenschatten der Cordilleren, so dass auch Landwinde keinen Regen bringen. Daher der vegetationslose Sand- und Kieswüstencharakter der Küstenlandschaft.

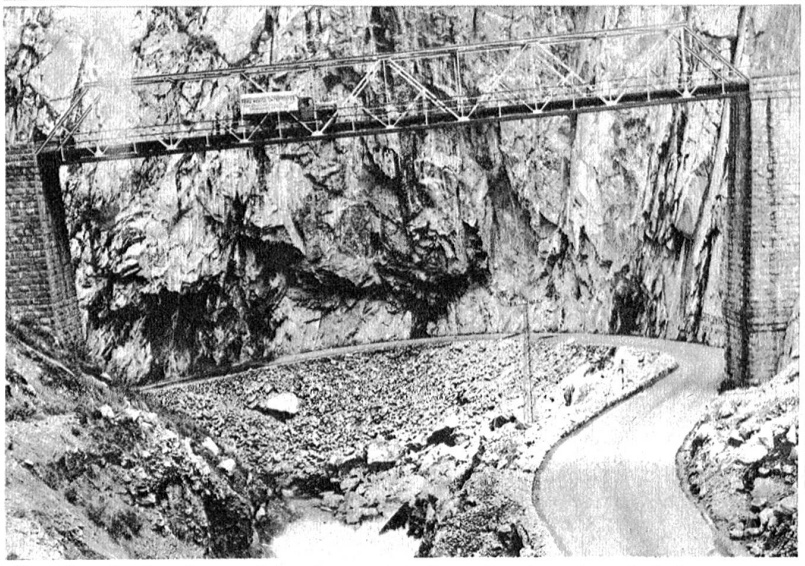
Der wirkliche Reichtum des Küstenlandes liegt in seinen „Valles", in den durch uralte Bewässerungskultur überaus fruchtbaren Fluss-Auen und Tal-Oasen, die von bis zu 80 u.m. km langen Dünenlandschaften und Steinwüsten umschlossen sind. Die Bewässerungsfluren erhalten ihr Wasser durch die von den Bergen herabströmenden Flüsse. Weitaus das wichtigste Produkt dieser Oasen ist heute, neben Zuckerrohr und Reis, die Baumwolle, die den vierten Teil der peruanischen Ausfuhr ausmacht.

Arequipa (2300 m ü. M.), die zweitgrösste Stadt Perus, Zentrum des Wollhandels und eines der Weizenbauzentren des Landes. Zu Füssen des regelmässigen Vulkankegels des Misti (5855 m ü. M.) gelegen, geniesst Arequipa den Ruf einer der schönsten Landschaften Südamerikas. Der Misti, der in der sommerlichen Regenzeit eine Schneedecke bis zu 4900 m hinunter trägt, verliert diese in der Trockenzeit fast vollständig (ewig-Schneegrenze bei ca. 6000 m — in der Schweiz dagegen bereits bei 2500—2800 m). Arequipa ist eine Oase, gleich denen des Küstenlandes. Die Wasser des Chiliflusses lassen rings um die Stadt in dem halb wüstenhaften, niederschlagsarmen Klima blühende Kulturen gedeihen. Hauptprodukte sind Weizen, Mais, Kartoffel, Bohnen und Luzerne (Viehmast), die teilweise in künstlich bewässerten Terrassenkulturen angebaut werden.



Die „Puna", die rauhe, öde und trockene Landschaft der Hochtäler mit einer Gruppe Vicuñas (wilden Lamas). Im Gegensatz zur Küstenwüste im Westen bildet die *„Sierra"*, das hochgelegene gemässigte und kalte Land zwischen den beiden Gebirgszügen der Kordilleren, die eigentliche dichtbevölkerte alte Kulturlandschaft Perus. In Höhen von über 4000 m wird die Sierrazone von der „Puna", der Zone über der Ackerbaugrenze abgelöst. In dieser Zone befindet sich die höchste Stadt der Welt, die in 4360 m Meereshöhe gelegene Bergwerksstadt Cerro de Pasco. Ueber der fast menschenleeren Puna beginnt bei ca. 4600 m die vegetationsarme trostlose Fels- und Steinregion der Kordilleren.

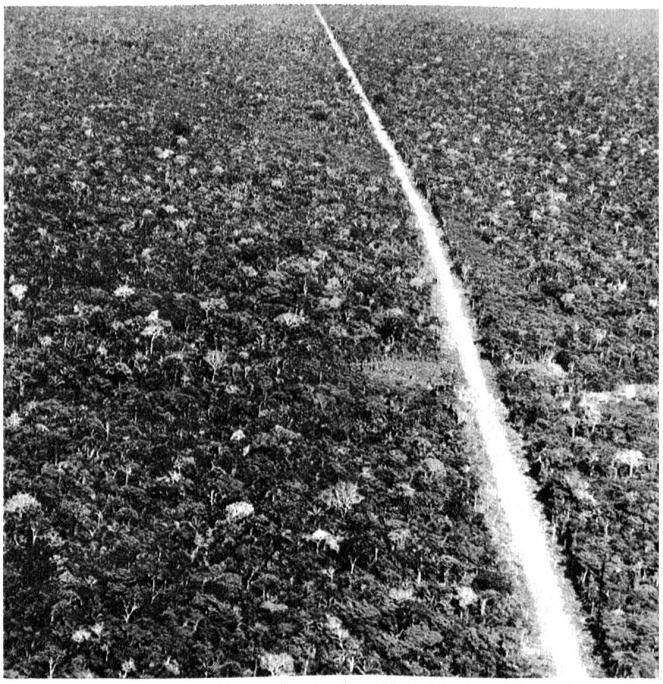




Peru hat in den letzten Jahrzehnten einen besonders intensiven Aufschwung erlebt. Zwar ist ihm mancher Wirtschaftszweig, der einst auf hoher Blüte stand und dem Lande Weltruf verschafft hatte, im Laufe der Entwicklung wieder verloren gegangen, wie z. B. der Kautschuk- und Chinarindenhandel, oder ist zusammengeschmolzen wie die Guanogewinnung. Trotzdem hat sich sein Aussenhandel fast stetig aufwärts entwickelt, weil Peru es verstand, die verschiedenen Reichtümer seines vielgestaltigen Raumes: Agrar- und Bergbauprodukte, nebeneinander zur Entwicklung zu bringen. Die Verkehrserschliessung mittels Bahn, Autostrassen und Fluglinien geben dem Land eine grosse Zukunft. Die Bilder zeigen die grosse Autostrasse, La carretera central in 3500 und 4000 m ü. M.

Oasenbildung an der peruanischen Küste. Huacachina, ein beliebter Badeort, ungefähr 300 km von Lima entfernt, an einem von einer Mineralquelle gespeisten Seelein.

Lima, die Hauptstadt, zählt mit dem Hafenort Callao zusammen über 250,000 Einwohner. Das Bild zeigt die Plaza San Martin, mit den im Kolonialstil erbauten Häusern.



Die Asphaltstrasse mitten durch den Urwald der Montaña-Landschaft. Die „Montaña" ist jungfräuliches Urwaldland an der Ostabdachung der Kordilleren gegen die amazonische Tiefebene hin, in das nur da und dort an den Flüssen Indianer und Weisse kleine Anbaurodungen geschlagen haben.

Der Zauber ältester Vergangenheit liegt über dem Lande Peru wie über keinem zweiten in Südamerika. Von den ältesten Zeiten der Vorgeschichte bis zu dem im 12. Jahrhundert gegründeten und von den spanischen Eroberern unter Pizarro 1531—33 brutal zerstörten Inkareich zeugen noch heute die mächtigen, oft kunstvollen Baudenkmäler und die durch ihre Eigenart hervorragenden keramischen Gefässe. Einer der ersten, der über Peru geschrieben und dessen alte Kultur überhaupt erstmals wissenschaftlich untersucht hat, ist der Glarner Johann Jakob Tschudi, der 1838—42 das Land durchforschte und später zum schweizerischen Gesandten in Brasilien ernannt wurde. Unser Bild zeigt die vor-inkaische Festung Paramonga an der Küste von Peru. Die bepflanzten Flächen sind Zuckerrohrfelder. In der Höhe sind Bananen- und Eucalyptuswäldchen zu erkennen.

Auf den beständig von feuchten Ostwinden bestrichenen Gebirgshängen an den Ostflanken der Kordilleren steigt der Urwald als Nebelwald bis in eine Höhe von 3500 m und stellenweise noch einige 100 m höher in das Gebirge hinauf (Waldgrenze in der Schweiz 1700—1800 m). — Längs des Flusses Ucayali dringt diese Montaña Urwald-Landschaft Ostperus bis in das Herz der Anden vor. Es ist die einzige Stelle, wo man heute bequem mit Eisenbahn und Auto von Lima aus nach dem Urwaldland des Ostens und in die Tiefebene des Amazonas gelangen kann.

St.